

SIEGFRIED WEISCHENBERG

## Das »Paradigma Journalistik«

Zur kommunikationswissenschaftlichen Identifizierung einer hochschulgebundenen Journalistenausbildung

Im Sommer 1987 besuchte ich Max McCombs, einen der Väter des Agenda-Setting-Ansatzes, um mit ihm über die Zukunft der Kommunikationsverhältnisse und der Journalistenausbildung zu sprechen. McCombs empfing mich in glänzender Stimmung. Gerade hatte er für seine journalism school in Austin/Texas einen Scheck über 1000 Dollar eingelöst. Spender war der Chef der Firma »Bluebell Ice-cream«. Zunächst habe er, erzählte McCombs schmunzelnd, den Scheck zurückgegeben, weil er glaubte, dieser sei irrtümlich bei der Journalistik statt bei den Wirtschaftswissenschaften gelandet. Doch der Firmenmanager habe ihm dann versichert, alles sei in Ordnung. Er habe früher einmal im »Department of Journalism«, dessen Leiter Max McCombs ist, studiert und wolle sich auf diese Weise für die alten Zeiten bedanken.

Der Eismann im heißen Texas erwies sich als Indikator für die Situation der journalism education in den Vereinigten Staaten von Amerika: Alle Journalistik-Dozenten, mit denen ich im Sommer 1987 (und zuvor im Sommer 1984) Interviews machte, schwärmten vom guten Klima für ihr Fach. Der journalism education gehe es – trotz aller universitätstypischen Probleme und aller Kritik im Detail – so gut wie nie zuvor: sie sei eine prosperierende Disziplin<sup>1</sup>, die angesichts der schwierigen Zukunft des Journalismus immer größere Bedeutung gewinne und immer besser werde.<sup>2</sup> Eine Reihe beeindruckender Belege wurde mir direkt vorgeführt: die Zweckmäßigkeit der Ausstattung in vielen Instituten, die Qualität der Lehrbücher, das Niveau der didaktischen Diskussion, das Ausmaß der Akzeptanz der Studiengänge und ihrer Absolventen in der Medienpraxis.<sup>3</sup>

Zurück in der Bundesrepublik Deutschland, gehörten zu meiner ersten Lektüre die Aufsätze, mit denen Stephan Ruß-Mohl und Franz Ronneberger eine Fachdiskussion über Grundlagen und Ziele der hochschulgebundenen deutschen Journalistenausbildung anzuzetteln versuchten.<sup>4</sup> Wenig vom amerikanischen Optimismus und Pragmatismus war da zu spüren und viel von deutscher Problem-Mentalität. Subjektive Ad-hoc-Eindrücke und große wissenschaftliche Argumentationslinien gingen da fließend ineinander über, und am Ende waren eher politische und ökonomische Determinanten der hochschulgebundenen Journalistenausbildung<sup>5</sup> aufgegriffen als theoretische, didaktische und methodische Probleme des Faches, die man als »Selbstverständnis der Journalistik« beschreiben könnte.

Dieses Selbstverständnis der Journalistik soll im Zentrum der folgenden Darstellung stehen. Ich werde dabei einige Aspekte der Beiträge von Ruß-Mohl und Ronneberger aufgreifen, aber auch auf einen anderen Aufsatz Ruß-Mohls zur Journalistik sowie auf Überlegungen von Manfred Rühl<sup>6</sup>, Holger Rust<sup>7</sup> und Alexander von Hoffmann<sup>8</sup> zur Hochschul-Vorbereitung auf die journalistische Praxis eingehen. Das »Verständnis von Theorie und Praxis samt seiner Umsetzung in den Journalistik-Studiengängen«, das Ronneberger als besonders diskussionswürdiges Thema benennt<sup>9</sup>, wird ein Schwerpunkt sein. Entgegen seinen Erwartungen ist es meinem Eindruck nach bei der Jahrestagung 1987 der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Eichstätt

darum nur am Rande gegangen.<sup>10</sup> Nicht näher beschäftigen will ich mich mit Michael Nickls Gegenentwurf zu einer Journalistik als sozialwissenschaftlichem Fach; sein Konzept einer Journalistik als »professionelle Medienrhetorik« ist zwar originell, aber meines Erachtens weder tragfähig noch in seinen theoretischen Begründungen und empirischen Bezügen plausibel.<sup>11</sup>

#### I. »JOURNALISTIK«: EINE HISTORISCHE ANNÄHERUNG

»Journalistik« ist ein alter Name für ein neues Fach. Es gibt diesen Terminus schon wesentlich länger als die Studiengänge, die sich so nennen. Seine Geschichte reduziere ich hier auf wenige zentrale Entwicklungslinien:

1. 1810 – ein Jahr vor seinem Tode – veröffentlicht Heinrich von Kleist in den »Berliner Abendblättern« sein »Lehrbuch der französischen Journalistik«. Er unterscheidet darin zwischen den normativen Ansprüchen an die Medien und der Medienrealität. »Journalistik« ist für ihn – wie damals für viele andere – aber dasselbe wie »Journalismus«. Ende des 19. Jahrhunderts wandelt sich das Begriffsverständnis allmählich. Zusammen mit vielfältigen Ansätzen einer Etablierung der Journalistenausbildung an deutschen Universitäten taucht als Bezeichnung für die zuständige Fachdisziplin immer häufiger der Terminus »Journalistik« auf. »Journalistik« ist also nicht länger Synonym für das Anwendungssystem Journalismus, sondern wird für ein wissenschaftliches System zur Ausbildung von Journalisten reserviert.<sup>12</sup>

2. Ende der zwanziger Jahre nennt Otto Groth sein Werk über »Die Zeitung« in Klammern »Journalistik«.<sup>13</sup> Zu diesem Zeitpunkt ist eine hochschulgebundene Journalistenausbildung, die diesen Namen trägt, ebenso von der Tagesordnung verschwunden wie eine empirische Journalismusforschung.<sup>14</sup> Dabei lag schon 1902 vor, was Wissenschaftsforscher als Essential für die Etablierung eines neuen Faches nennen: ein Lehrbuch – mit dem Titel »Handbuch der Journalistik«.<sup>15</sup> Sein Herausgeber Richard Wrede hatte 1899 in Berlin eine private Journalistenhochschule gegründet; sie verschwand bald ebenso wie die »Journalistik«.

3. In den Vereinigten Staaten von Amerika kann sich die Journalistik an der Hochschule schon kurz nach der Jahrhundertwende etablieren. Sie heißt hier, und das ist wichtig, »journalism education« und nicht »journalism tuition« oder gar »journalism training«. Wichtigster Initiator ist Joseph Pulitzer, der zwei Millionen Dollar für eine journalism school an der New Yorker Columbia University stiftet. Der Anfang wird dann jedoch 1908 in Columbia, Missouri, gemacht. Nach dem Ersten Weltkrieg bieten bereits 86 amerikanische Hochschulen journalistische Kurse an.<sup>16</sup>

4. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt die Journalistik – in Abgrenzung von der alten Zeitungs- und Publizistikwissenschaft – schnell eine Renaissance, aber nicht in der Bundesrepublik Deutschland, sondern in Leipzig, wo 1954 die »Fakultät für Journalistik« entsteht. Vorbild dafür ist das 1946 gegründete Institut für Journalistik an der Leningrader Philosophischen Fakultät. Bis man sich über Gegenstände des Faches und Lernziele einer wissenschaftlichen Journalistenausbildung in Leipzig im klaren war, dauerte es jedoch Jahre. Ein wenig Sicherheit brachte dann ein Lehrbuch mit dem Titel »Sozialistische Journalistik«, das der wichtigste Fachvertreter, Hermann Budziszlawski, 1966 vorlegte. In diesem – wenn man so will – dritten Lehrbuch der Journalistik wurde das Fach als Gesellschaftswissenschaft definiert.<sup>17</sup>

5. Die Etablierung der hochschulgebundenen Journalistenausbildung ab Mitte der 70er Jahre bildet in der Bundesrepublik Deutschland den Abschluß einer auffallend diskontinuierlichen Entwicklung. Dies gilt insbesondere für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Berufsmärchen der »normativen Publizistik« wirkten bis in die 70er Jahre hinein. Doch direkt nach dem Krieg schon hatten Wissenschaftler wie Walter Hagemann – in der Tradition Karl Büchers – den Journalismus zum erlernbaren Beruf erklärt, auf den die Universität am besten vorbereiten könne. Hagemann wurde aber an den Rand des Faches gedrückt. In der Bundesrepublik Deutschland, wo bis dahin – mit einem Wort Hagemanns – die Journalisten vom Himmel fielen<sup>18</sup>, fiel also dann auch die Journalistik vom Himmel. Als es vor 15 Jahren auch hier zur Journalistenausbildung an der Hochschule kam, war der Begriff plötzlich wieder da. Die entsprechenden Einrichtungen hießen wie selbstverständlich »Journalistik«. Ihre Hypothek war die alte Begabungsideologie, die Publizistikwissenschaft und journalistische Praxis vereint hatte. Um so denkwürdiger ist es, wenn wir jetzt Dovifat »wiederentdecken« sollen.<sup>19</sup>

Die Identität der Journalistik bestimmte sich in der Gründungsphase gleichsam tautologisch: Journalistik ist, was in den Studiengängen gleichen Namens gemacht wird. Die Institutionen, die ihre Curricula und Lernziele durchweg pragmatisch entwickelten, standen für die Inhalte. Auf der anderen Seite knüpfte diese neue Journalistik implizit durchaus an alte Studienpläne an, wie sie vor mehr als 50 Jahren bei Bücher in Leipzig oder auch an der Universität Zürich entworfen worden waren.<sup>20</sup> Dies gilt insbesondere für die Dreiteilung in Ressortwissen, Medienwissen und Praxis bzw. »Wissen«, »Reflexion« und »Handwerk«, wie es nun meistens hieß. Abgesehen von dieser eher formalen Differenzierung in den Curricula bestimmten aber durchweg nicht eine konsentrierte Fachsystematik, sondern die jeweiligen Erfordernisse des Studienbetriebes die Inhalte der Journalistik. Pragmatisch waren ja auch die Entscheidungen über die geeignete institutionelle Form der Kompetenz-Vermittlung erfolgt, so daß nebeneinander – und ohne weitere inhaltliche Begründung – Vollstudiengänge (integrative Vermittlung von Theorie und Praxis des Journalismus mit Nebenfächern für Sachkompetenz), Aufbaustudiengänge (additive Vermittlung nach einem Hauptfachstudium für Sachkompetenz) sowie ein Teilstudiengang (integrative Vermittlung mit einem Hauptfachstudium für Sachkompetenz) entstanden.

Diese Journalistik in der Bundesrepublik Deutschland, deren Existenz Stephan Ruß-Mohl auf das »Marktversagen« der betrieblichen Journalistenausbildung zurückführt<sup>21</sup>, steht inzwischen unter einem erheblichen Marktdruck: immer noch durch das Volontariat, dann durch private Journalistenschulen, aber auch durch diverse Voll- und Nebenfachstudiengänge innerhalb und außerhalb der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Insgesamt ergibt dies für die überbetriebliche Journalistenausbildung eine quantitativ erstaunlich expandierte und inhaltlich überaus heterogene Landschaft, in der außerordentlich unterschiedliche Ausbildungsbedingungen herrschen (vgl. Tabelle 1, S. 48).<sup>22</sup>

Es geht hier jedoch nicht um eine vergleichende Untersuchung der überbetrieblichen Journalistenausbildung unter dem Aspekt der jeweiligen Marktchancen, sondern um die Identifizierung der Journalistik als Fachdisziplin. Denn die Beschreibung der »real existierenden Journalistik« – der Studiengänge und ihrer Curricula, der Prüfungsordnungen und Studienpläne – schafft allein noch keine Klarheit, denn es handelt sich dabei durchweg um wissenschaftssystematisch nicht abgeleitete und somit allenfalls vage explizierte Gegenstände und Themen.

Überbetriebliche Journalistenausbildung in der Bundesrepublik Deutschland

Tabelle 1

Typ	Institutionen	Studierende/ Auszubildende	hauptamtliche Dozenten	Lehr- beauftragte
A Voll-, Aufbau- und Teilstudiengänge Journalistik	8	1 392	60	97
B Journalistenschulen	4	226	7	185
C Vollstudiengänge Publizistik- und Kommunikationswissenschaft	5	9 762	79	67
D Nebenfachstudiengänge Kommunikationswissenschaft und sonstige Studiengänge	7	2 636	27	25
Summe	24	14 016	173	374

Diese wissenschaftssystematische Schwäche der Journalistik ist schon zu einem frühen Zeitpunkt der Diskussion über die Einrichtung von Studiengängen der Journalistenausbildung hervorgehoben worden. So monierte der heftigste aller Kritiker, Erhard Schreiber, von einem theoretisch entwickelten Curriculum könne bei dieser hochschulgebundenen Ausbildung überhaupt keine Rede sein. Ein solches Curriculum hätte, so Schreiber, »logisch zwingend als Folge korrekter Analyse kommunikativer Realität« darlegen müssen, welche Funktion den Journalisten wesentlich zukomme und durch welche Kenntnisse und Fähigkeiten sie ihre Rolle bestmöglich ausfüllen könnten.<sup>23</sup> Er resümierte dann bissig: »Zu derart fundierten Plänen für ›wissenschaftliche‹ Journalistenausbildung, die, um deutlich zu Ende zu reden, nichts sind als Bluff, paßt ihr Ziel. Wer also soll nach dem Wunsche der Planer ausgebildet werden? Der ›Halbgebildete mit der Vogelperspektive‹. Er sei der Journalistentyp der Zukunft, ein Ideal, das man heute noch nirgends finde. Er habe den ›groben Überblick über fünf bis sieben Fächer‹ – Jura, Ökonomie, Literatur- und Sprachwissenschaft, Psychologie, Soziologie und Politologie werden ganz ernsthaft genannt: ein anmaßender Dünnbrettbohrer kommt da auf uns zu, ein Schmock aus der ›akademischen‹ Retorte, ein Graus.«<sup>24</sup>

Ruß-Mohl liefert für diese Einschätzung, die im Fach – wie so manches andere aus derselben Feder – nicht ganz ernst genommen worden war, einen empirischen Beleg, wenn er seine Erfahrungen mit der Genese eines dieser Curricula – frei nach Wilhelm Busch – anhand des »Hühnerhof-Theorems« beschreibt. Zu Gegenständen der Journalistik wurden demnach, was Hochschullehrer der Journalistik zum eigenen Arbeitsgebiet erklären und damit als »unverzichtbar« ausweisen.<sup>25</sup> Erhard Schreibers eigentliches Thema aber war damals »Das Elend der Journalistenausbilder« selbst: »Die überwiegende Mehrzahl der führenden deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler ist auf Journalistenausbildung so gut oder so schlecht vorbereitet wie der Schuster von nebenan. Im Unterschied zu diesem bleiben sie nicht bei ihren Leisten.«<sup>26</sup> Einer der wenigen, die selbst gut vorbereitet waren auf das Geschäft der Journalistenausbildung an der Hochschule, beschreibt die Situation heute nicht freundlicher: »In den letzten Jahren hat sich gezeigt, daß auch meine schon fast unanständige Qualifikationshäufung, gepaart mit der Bereitschaft, nur Professor zu sein und sonst nichts, kaum noch einmal zu haben sein wird.«<sup>27</sup>

Dieses »Elend der Journalistenausbilder«, das als Qualifikationsproblem inzwischen auch empirisch breiter belegt ist<sup>28</sup>, wird von Stephan Ruß-Mohl und Franz Ronneberger in

ganz anderem Zusammenhang wieder zum Thema gemacht. Ruß-Mohl beklagt die fehlende Vielfalt in den Journalistik- und Publizistik-Instituten und meint: »Gute Journalistenausbildung hat ein pluralistisch zusammengesetztes Kollegium der Lehrenden zur Voraussetzung.«<sup>29</sup> Nun würde Alexander von Hoffmann<sup>30</sup> gewiß einwenden, dieser Wurf komme aus dem Glashauss, und vor allem: Pluralismus allein stelle noch keinen Wert dar, wenn er nicht von einer bestimmten Kompetenz begleitet werde. Franz Ronneberger aber schreibt, er könne die »süffisante Bemerkung über den mangelnden politisch-ideologischen Binnenpluralismus« im Interesse der gemeinsamen Verantwortung aller Kommunikationswissenschaftler »nur zutiefst bedauern« – wobei unklar bleibt, ob er die Bemerkung oder ihren Inhalt meint.<sup>31</sup> Kaum bestreiten läßt sich freilich, daß es – analog zu Erscheinungen im Mediensystem – bei der Rekrutierungspraxis gerade der Journalistik in den letzten Jahren eine zunehmende Politisierung (im weiteren Sinne) gibt. Ganz neu freilich ist die Forderung nach einem größeren »*kommunikationswissenschaftlichen* Binnenpluralismus« in der Journalistik.<sup>32</sup>

## II. JOURNALISTIK ALS LEHR- UND FORSCHUNGSBEREICH

Wenn sich viele Journalistik-Absolventen durchweg als praxistauglich erwiesen haben<sup>33</sup>, das Fach, das sie studiert haben, aber profillos blieb, so ist dies die direkte Folge des beschriebenen institutionellen Pragmatismus: Nach der Wiederentdeckung der Journalistik gab es kaum den Versuch, diesen Lehr- und Forschungsbereich von seinen Gegenständen her zu definieren. Doch dies ist notwendig, denn ein Wissenschaftsbereich ist gleichermaßen mehr und weniger als ein institutionalisiertes Hochschulfach – trotz der traditionellen Vernetzung von Wissenschaften und Universitäten in Deutschland.<sup>34</sup> Wirtschaftswissenschaft ist nicht dasselbe wie das Studienfach, das es unter diesem Namen an der Universität gibt. Dasselbe gilt für Rechtswissenschaft, Soziologie und andere Universitätsfächer bzw. Wissenschaftsgebiete. Aus der (politischen) Entscheidung, ein Universitätsfach einzurichten, wird nicht zwangsläufig ein inhaltlich definiertes Gebilde. Es kommt hinzu, daß Hochschulfächer auf Wissensbestände anderer Disziplinen zurückgreifen, ohne diese dadurch institutionell zu integrieren.<sup>35</sup>

Zur Identifizierung der Journalistik und zur Systematisierung ihrer Gegenstände genügt es also nicht, nur das abzubilden, was sie als Hochschulfach darstellt, oder aber allgemeine Postulate ihrer Funktionen und Zielsetzungen aufzustellen. Institutionalisierte Formen und mehr oder weniger diffuse Forschungs- und Lehraktivitäten machen ein »Paradigma Journalistik« nicht hinreichend deutlich. »Paradigma« soll hier nicht im anspruchsvolleren Sinne eines in einer Wissenschaftsgemeinschaft weitgehend konsentierten Erklärungsmusters verstanden werden, das sich bewähren muß und ständig durch Substitution bedroht ist<sup>36</sup>, sondern allgemeiner als wissenschaftlicher Orientierungskomplex, der über wissenschaftliche Gegenstände identifizierbar und über bestimmte Strukturen abgrenzbar wird.<sup>37</sup> Es geht in diesem Fall um die Wissenschaft vom Journalismus und die Anwendung ihrer Erkenntnisse auf die journalistische Praxis, und zwar vor allem als Journalistenausbildung.

Ruß-Mohl hat die Klärung der Frage, »ob Journalistik ein Paradigma, eine Teildisziplin ist, ja gar eine Wissenschaft für sich sein könnte«, als »womöglich müßig« bezeichnet.<sup>38</sup> Er selbst hilft sich mit Metaphern, wobei er das Fach als »Brückenkopf zwischen Kommunikationswissenschaft und journalistischer Praxis« beschreibt und als »das Notwendige und

Naheliegende« für die Journalistik nennt, »weiße Flecken in der Medienlandschaft zu kartieren, Arbeitstechniken, Darstellungsformen und professionelle Standards des Journalismus weiterzuentwickeln. Sie sollte der Pfahl im Fleische des von Zeitknappheit bedrängten [...] Journalismus sein.«<sup>39</sup> Am Beispiel »Wissenschafts-Journalistik« will er Lehr- und Forschungsfelder des Faches näher bestimmen; am Ende steht dann die Forderung nach einer »Vier-Felder-Bewirtschaftung«.<sup>40</sup> Zu den besonderen Aufgaben dieser Wissenschaftsjournalistik gehören nach Ruß-Mohls Auffassung, die Vernachlässigung von Themenfeldern zu untersuchen, das Beziehungsgefüge zwischen Wissenschaftler und Journalist auszuleuchten und das Rechercheterrain »Wissenschaftsbetrieb« systematisch zu analysieren. Auf diese Weise wären Recherchehindernisse zu identifizieren und aus dem Weg zu räumen. Aufgabe der Wissenschaftsjournalistik müsse es darüber hinaus sein, offenzulegen, »wo im Wissenschaftsjournalismus die herkömmlichen ›Faustregeln‹ der Nachrichtenauswahl versagen, um Journalisten bei der Entwicklung geeigneter Selektionsraster« unterstützen zu können. Und schließlich: »Wissenschaftsjournalistik hätte die Darstellungs- und Vermittlungsprobleme des Wissenschaftsjournalismus zu erfassen und zu systematisieren.«<sup>41</sup>

Diesen im wesentlichen normativen Aussagen kann man kaum widersprechen, weil sie allgemeine Forschungsprogramme der Journalistik auf den Wissenschaftsjournalismus anwenden und ganz allgemeine Klassifikationen anbieten, wobei der zugrundegelegte Praxisbezug aber undeutlich bleibt. So wie Ruß-Mohl bei seinen Überlegungen »Strukturmuster der Journalistik« – nämlich »Berichterstattungsfelder«, »Berichterstattungsgenres« und »Rahmenbedingungen redaktioneller Arbeit«<sup>42</sup> – erkennt und analysiert, fehlt dieser Journalistik noch die wissenschaftssystematische Stringenz und die praktische Relevanz, denn für die Praxis des Journalismus sind institutionelle Muster (das, was Ruß-Mohl »Berichterstattungsfelder« nennt), Mediaussagen und Darstellungsformen (»Genres«) sowie normative Vorgaben der Mediensysteme (»Rahmenbedingungen«) nicht in gleicher Weise bestimmende Faktoren. Umgekehrt sind auch Beiträge der Journalistik für einen »besseren Journalismus« ganz unterschiedlich wirksam, je nachdem, bei welchem dieser Bereiche sie ansetzen.

Ehe jemand unrealistische Erwartungen an den Praxisbezug der Journalistik stellt, muß deshalb zunächst der Kontext geklärt werden, in dem ihr Gegenstand Journalismus steht. Dabei geht es im einzelnen um folgende Fragen:

- Welche Bedingungen schafft das Mediensystem?
- Welche Zwänge gehen von den Medieninstitutionen aus?
- In welchem Leistungs- und Wirkungskontext stehen die Mediaussagen?
- Welchen Verhaltenserwartungen sind die Medienakteure ausgesetzt?

Die Untersuchung dieses Kontextes ist der Schwerpunkt meiner – hier nur kursorisch darstellbaren – Überlegungen zur Identifizierung von Journalistik als wissenschaftlicher Disziplin<sup>43</sup>, die vor allem Überlegungen von Manfred Rühl<sup>44</sup> wieder aufgreifen. Ich verstehe Journalistik als einen Lehr- und Forschungsbereich, der

- unter theoretisch-empirischen Aspekten der Beschaffung und Reflexion von Wissen über den Journalismus dient und dabei primär auf kommunikationswissenschaftliche Ansätze und Methoden zurückgreift;
- unter praktisch-normativen Aspekten der Entwicklung und Anwendung von Regeln für adäquate journalistische Vermittlung und damit der Journalistenausbildung dient.

Rühl unterscheidet strikt zwischen dem Wissenschaftssystem Journalistik und dem Anwendungssystem Journalismus. Seiner Ansicht nach steht im Zentrum der Journalistik, wie das Fach mit seinem Gegenstand, dem Journalismus, wissenschaftlich umzugehen hat. Mit der Identifizierung dieses Gegenstandes hat sich die Kommunikationswissenschaft bisher allerdings nicht allzuviel Mühe gegeben.<sup>45</sup> Schaut man in die einschlägigen kommunikationswissenschaftlichen Handbücher und Lehrbücher, so lernt man vor allem: Journalismus ist das, was Journalisten tun. Journalismus wäre demnach nichts anderes als eine berufliche Tätigkeit bei und für Massenmedien, wobei in diversen Tätigkeitsbereichen aktuelle Aussagen gestaltet werden.

Diese Merkmale beschreiben heute Berufsfelder mit einer enormen Variationsbreite. Berufsstatistiken zum Journalismus – soweit man davon in Deutschland überhaupt sprechen kann – bündeln alle diese überaus heterogenen und diffusen Tätigkeitsbereiche über die Zahl der in den verschiedenen Medien Tätigen bzw. ihre Anstellungsverhältnisse. Man kommt auf diese Weise auf rund 32 500 Journalisten bei den Nachrichtenmedien: 10 300 bei Zeitungen, 5200 bei Zeitschriften, rd. 9000 Festangestellte und »Feste Freie« beim öffentlich-rechtlichen und privaten Rundfunk, 1000 bei Agenturen und Pressebüros, 5000 Freie Journalisten und 2000 Redaktionsvolontäre. Und wenn man die mindestens 5000 Journalisten im Bereich Öffentlichkeitsarbeit mitrechnet, ergibt sich sogar eine Zahl von rund 37 500 Personen<sup>46</sup>, die den Journalismus in der Bundesrepublik Deutschland repräsentieren – fast doppelt so viele wie vor einem Jahrzehnt.

Doch sind diese 37 500 Personen »der« Journalismus als Gegenstandsbereich der Journalistik? Steht im Zentrum des Faches Journalistik nur, möglichst genau – wie es vor allem die Journalistenschulen tun wollen – auf die heutigen Tätigkeiten dieser Journalisten hin auszubilden, damit die Absolventen demnächst in deren Fußstapfen treten können? Das sind rhetorische Fragen. In der Tat ist ein solches Verständnis von Journalismus zu eng. Kommunikationswissenschaftlich ist es sogar weitgehend irrelevant; denn Journalismus wird nicht als isolierte Berufskunde und Berufsgruppenforschung zum kommunikationswissenschaftlichen Thema, sondern über Funktionszusammenhänge, die die Medientätigkeiten mit den Kommunikationsverhältnissen in der Gesellschaft verknüpfen. Einfacher ausgedrückt: Journalismus ist nicht eine Addition von Journalisten, sondern ein soziales Handlungssystem.

### III. ZUR IDENTIFIZIERUNG DER JOURNALISTIK

Neil Postman – der in Deutschland mit Abstand bekannteste Medienwissenschaftler – hat in seinem Essay »Sozialwissenschaft als Geschichtenerzählen« rigoros mit der Vorstellung aufgeräumt, Psychologie, Soziologie, aber auch Ökonomie und ebenso die, wie er schreibt, »sogenannte Kommunikations- oder Medienwissenschaft« hätten irgend etwas mit richtiger Wissenschaft zu tun. Alle Sozialwissenschaftler und somit auch die Medienwissenschaftler – George Gerbner wird namentlich genannt – machten, sagt Postman, nichts anderes, als mehr oder weniger plausible Geschichten über die Welt und die Menschen zu verbreiten.<sup>47</sup>

Mit der folgenden Metapher vom Journalismus als Zwiebel hoffe ich Postmans Vorstellungen vom Medienwissenschaftler als Geschichtenerzähler einigermaßen gerecht zu werden. Ich verdanke die Metapher Max McCombs<sup>48</sup>; an den mit ihr verbundenen theoretischen Überlegungen ist er jedoch unschuldig. Sie sollen die Kontexte verdeutlichen, die

Journalismus definieren und zu einer Systematik führen, die Basis für ein Inventar kommunikationswissenschaftlicher Beiträge zur Journalistik sein kann (Schaubild 1).

Äußere Schale der Zwiebel sind die Normen, die im Mediensystem Gültigkeit besitzen: die sozialen Rahmenbedingungen, die historischen und rechtlichen Grundlagen, die Entscheidungen der Kommunikationspolitik sowie die weniger formalisierten professionellen und ethischen Standards für journalistische Berufstätigkeit.

Schält man die »Zwiebel Journalismus«, so stößt man zuerst auf den Strukturzusammenhang des Journalismus. Damit sind vor allem Zwänge in den Medienbetrieben gemeint, wo Journalismus zustande kommt: die – für die einzelnen Medien zum Teil unterschiedlich wirksamen – ökonomischen, politischen, organisatorischen und technologischen Zwänge. Die Medieninstitutionen mit ihren Bedingungen legen heute, im Zeitalter der Großorganisationen, weitgehend fest, wie sich journalistische Arbeit abspielt.

Eine dritte Schale läßt sich als »Funktionszusammenhang des Journalismus« beschreiben. Hier geht es um die Leistungen und Konsequenzen des journalistischen Handelns: Woher beziehen die Journalisten ihre Informationen und in welche Abhängigkeiten begeben sie sich gegenüber ihren Informationsquellen? Welchen Mustern folgt die Berichterstattung, welche Darstellungsformen werden wann von den Journalisten verwendet? Nach welchen Regeln machen die Journalisten aus Ereignissen Nachrichten, welche Merkmale hat die von ihnen konstruierte Wirklichkeit? Welche Effekte und Rückwirkungen hat das, was Medien, was Journalisten produzieren?

Die vierte Schale schließlich, die von den anderen umschlossen wird, betrifft die Medienakteure und dabei vor allem den Rollenzusammenhang, in dem ihre Tätigkeit angesiedelt ist. Das Bild der Zwiebel kennzeichnet hier treffend, wie relativ gering der Spielraum ist, den der einzelne Journalist hat. Themen sind in diesem Zusammenhang die Rollenstereotype und Images sowie die Merkmale und Einstellungen der Journalisten, und schließlich Professionalisierung und Sozialisation der Berufsgruppe.

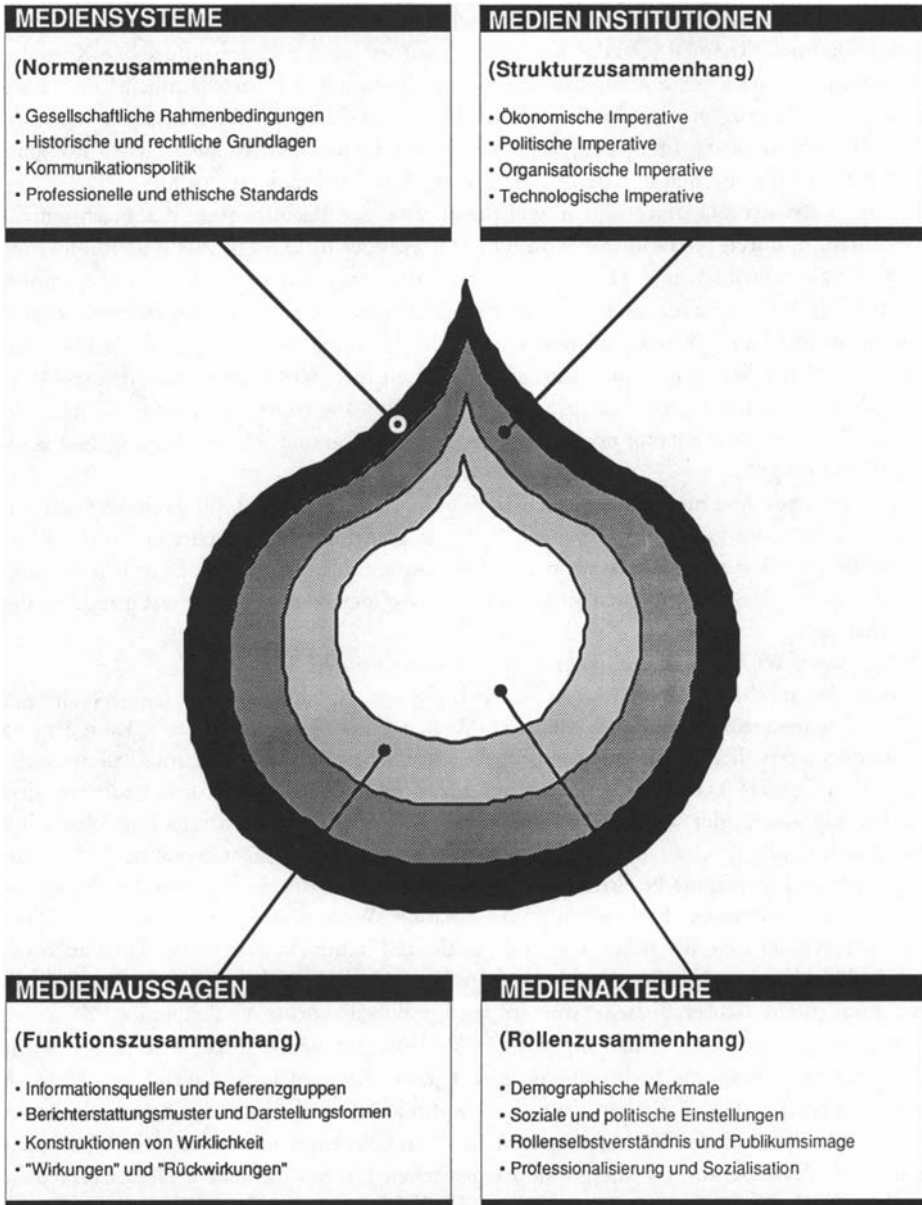
Der Journalismus, der durch die Hierarchie und Interdependenz dieser vielfältigen Faktoren zustande kommt, ist ein eigenes Genre, das nach seinen Bedingungen und Regeln Wirklichkeitsentwürfe liefert. Diese Bedingungen und Regeln zu rekonstruieren und durchschaubar zu machen ist Sache der Journalistik. Sache der Journalistik ist es aber auch, Regeln für »guten Journalismus« zu formulieren, zu begründen und zu vermitteln.<sup>49</sup> Was man in diesem Sinne von der Journalistik erwarten kann und was nicht, will ich nun anhand von fünf Stichworten erläutern. Dabei werden die Möglichkeiten und Grenzen kommunikationswissenschaftlicher Beiträge im Vordergrund stehen.

### *1. Stichwort: Regelmäßigkeiten im Journalismus*

Als Karl Bücher, der spätere Gründer des Leipziger Instituts für Zeitungskunde, im Jahre 1909 der damaligen Journalistik noch die Wissenschaftsfähigkeit absprach, nannte er gleichzeitig die Voraussetzung für eine solche Disziplin: die Fähigkeit, mit sozialwissenschaftlichen Mitteln die Regelmäßigkeit journalistischen Handelns und ihrer Bedingungen erforschen zu können.<sup>50</sup> Dies korrespondierte mit dem Plan einer empirischen Journalismusforschung, den Max Weber zur selben Zeit entwickelte.<sup>51</sup> Daß Journalismus im wesentlichen eine reproduktive Tätigkeit ist, die einer sozialwissenschaftlich rekonstruierbaren Regelmäßigkeit unterliegt, stand für Bücher aber fest. Der Nationalökonom schrieb damals, fünf Jahre vor dem Ersten Weltkrieg: »Man braucht dem oft gehörten Satz, daß der Beruf des Journalisten angeboren sein müsse, nicht gerade mehr Bedeutung beizulegen, als



## Journalismus als "Zwiebel"



er auf jedem anderen Gebiet beruflicher Geistesarbeit beanspruchen kann. Sicher ist, daß die reproduktive Tätigkeit, um die es sich vorzugsweise handelt, ihre erkennbaren Regeln hat und daß diese Regeln durch Übung und Unterweisung erlernt werden können.«<sup>52</sup>

Über solche Regelmäßigkeiten, die wichtige Bausteine einer kommunikationswissenschaftlichen Fundierung der Journalistik bilden, wissen wir heute einiges; wir können eine Reihe von geprüften Aussagen über Faktoren und Kräfte in allen »Schalen des Journalismus« machen. Zum Beispiel darüber, wie wirtschaftliche (Beispiel: Einzeitungskreise) und politische Strukturen das Handeln und Nichthandeln der Medien und der Journalisten prägen können (Themen z. B. der Konzentrationsforschung und der Politischen Kommunikation); welche Effekte Medienaussagen unter bestimmten Konstellationen haben können und wie Bezugsgruppen und Feedback bzw. Para-Feedback die Aussagenentstehung beeinflussen (Wirkungsforschung); wie und warum die Journalisten aus welchen Ereignissen Nachrichten machen und aus welchen nicht (Nachrichtenswertforschung). Die Kommunikationswissenschaft verfügt über Erkenntnisse zur Beeinflussung der Nachrichtenverarbeitung durch redaktionelle Routinen (Gatekeeperforschung); zur Konditionierung von Tätigkeitsprofilen und Handlungsmustern der Journalisten durch die Produktionstechnik (TA-Forschung) und zur Wirksamkeit von Organisationsstrukturen in den Medieninstitutionen (Redaktionsforschung). Schließlich gibt es Erkenntnisse darüber, wie und in welcher Weise die Aufmachung von Texten ihre Wirksamkeit beeinflussen kann (u. a. Verständlichkeits- und Nachrichtenforschung) und wo und wie individuelle journalistische Merkmale (überhaupt noch) wirksam werden (Kommunikatorforschung, Sozialisationsforschung).

Die Bestände sind nicht widerspruchsfrei, und ihre theoretische Gültigkeit mag anfechtbar sein; auf jeden Fall sind sie aber reichhaltiger, plausibler und gesicherter, als insbesondere die publizistische Praxis vermutet. Die kommunikationswissenschaftliche Rekonstruktion von Regelmäßigkeiten im Journalismus bildet eine wesentliche Grundlage der Journalistik.

## 2. *Stichwort: Wirklichkeitskonstruktion und »journalistisches Milieu«*

Den Ansatz, der Regelmäßigkeit journalistischen Handelns unter dem Aspekt der Wirklichkeitskonstruktion durch Medien (»Medienrealität«) nachzuspüren<sup>53</sup>, kann man als besonders wertvollen kommunikationswissenschaftlichen Beitrag zur Journalistik bezeichnen. Es ist gewiß kein Zufall, daß er auf Ideen eines Journalisten zurückzuführen ist: Walter Lippmann, der wußte, wovon er sprach, als er den Mechanismus journalistischer Stereotypenbildung den allgemeinen Wahrheitsansprüchen gegenüberstellte.<sup>54</sup> Die auf Lippmann rekurrierende Nachrichtenswertforschung bietet Regeln an, nach denen Journalisten aus bestimmten Ereignissen in bestimmter Weise Nachrichten machen. Diese Nachrichtenfaktoren, die sich für internationale und nationale, aber inzwischen auch für lokale Nachrichten und für Sportnachrichten benennen lassen, haben für die Journalistik nicht nur theoretisch-empirische, sondern auch praktisch-normative Bedeutung.

Wer intensivere eigene Erfahrungen in der Medienpraxis gemacht hat, wird jedoch selbst diese gut explizierte und mehrfach geprüfte Theorie als recht holzschnittartigen Versuch einer Erklärung journalistischen Handelns empfinden. Sie reicht nicht aus zum Nachweis gewisser professioneller Voraussetzungen für Wirklichkeitskonstruktionen im Journalismus, von Voraussetzungen, die im »journalistischen Milieu« entstehen. Dieses Milieu ist auch mehr als die Summe von Einzelheiten, die die Kommunikatorforschung zu beschrei-

ben versucht: etwa Prozesse der Aussagenentstehung in der Redaktion, die Qualität von Beziehungen zur redaktionellen Umwelt und insbesondere zu den Referenzinstanzen sowie das Lernen der redaktionellen Normen. In diesem Milieu gedeiht die spezifische journalistische Mentalität, der Berufszynismus und ein Klima, unter dem insbesondere Frauen in den Redaktionen zu leiden haben. Aus diesem Milieu bringen Journalisten ihre Vorstellung darüber mit, wie man eine Geschichte erzählen muß – und das sind oft schon die Konstruktionspläne für das, was dann als »Wahrnehmung der Medien« kommunikationswissenschaftlich rekonstruierbar wird.

Der Historiker Robert Darnton, ehemaliger Reporter der »New York Times«, hat diesem »Writing News and Telling Stories« eine Analyse gewidmet. Er berichtet darin über seine Zeit als Korrespondent in London: »Few foreign correspondents speak the language of the country they cover. But that handicap does not hurt them because, if they have a nose for news, they do not need a tongue or ears; they bring more to the events they cover than they take away from them. Consequently we wrote about the England of Dickens, and our colleagues in Paris portrayed the France of Victor Hugo, with some Maurice Chevalier thrown in.«<sup>55</sup> Dieses »journalistische Milieu« ist für die Journalistik, die auf den Journalismus vorbereiten will, ein wichtiger Faktor. Doch beschreiben und analysieren läßt sich dieses Milieu oft nur am konkreten Beispiel. Dabei geht es dann um Diskussion und Reflexion der vorfindbaren Medienpraxis, um den »real existierenden Journalismus«. Die Medienaffären der letzten Jahre bieten dafür Anschauungsmaterial.<sup>56</sup>

### 3. Stichwort: Der Praxisbegriff der Journalistik

Die kommunikationswissenschaftliche Identifizierung von Journalistik, die bei einem leistungs- und wirkungsorientierten Journalismusbegriff ansetzt, schließt auch eine bestimmte Vorstellung von Praxis ein. Praxis der Medien und des Journalismus ist demnach mehr als das jeweils vorfindbare Tun und Lassen von Medieninstitutionen und Journalisten, das Kleist seinerzeit als »französische Journalistik« attackierte. Praxis bezieht sich in der Journalistik, wie Holger Rust mit guten Argumenten belegt<sup>57</sup>, auf den gesamten Prozeß vermittelter Kommunikation in der Gesellschaft. Die vorfindbare Praxis muß sich dabei an normativen Vorgaben messen lassen: der öffentlichen Aufgabe der Medien gerecht zu werden (Kritik und Kontrolle), Beiträge zur Mündigkeit des Bürgers zu leisten (Meinungsbildung) und allgemeine und individuelle Orientierungsbedürfnisse zu erfüllen (Information). Darüber hinaus schließt Praxis im Rahmen des Hochschulfaches Journalistik aber auch die Strukturen und Funktionen von Wissenschaft mit ein, die den Prozeß der Erkenntnisgewinnung bestimmen. Sie sind zwar denen des Journalismus in gewisser Weise nicht unähnlich (Informationsproduktion, methodisches Vorgehen, Bemühen um »Objektivität«, organisiertes Handeln), weisen aber doch mehr Besonderheiten als Gemeinsamkeiten auf. Wissenschaft sucht nach Regelmäßigkeiten, Journalismus nach Auffälligkeiten; in der Wissenschaft geht es um die Lösung längerfristiger Probleme, im Journalismus um Aktualität; es gibt unterschiedliche Ressourcen und vor allem einen unterschiedlichen Wahrheitsbegriff.

»Praxis«, die das Handeln in den Medien, das Handeln in der Gesellschaft und das Handeln in der Wissenschaft einbezieht, impliziert mithin folgende Herausforderungen:

- Die Journalistik untersucht den Journalismus auf seine Regelmäßigkeit in handwerklicher und organisatorischer Hinsicht und reflektiert Folgen dieser Regelmäßigkeit, um die Praxis verbessern zu helfen.

○ In einem auf die Kommunikationsverhältnisse der Gesellschaft bezogenen Kontext wird untersucht, was Journalismus leistet, wie er wirkt und unter welchen Bedingungen er dies tut.

○ Alle diese Bemühungen spielen sich im Rahmen, nach den Maßstäben und unter den Bedingungen des Wissenschaftssystems ab, das gegenüber dem Anwendungssystem Journalismus eine Reihe von Unterschieden aufweist.

Von der Auseinandersetzung mit der Praxis kann die Journalistik umgekehrt immer wieder profitieren. Welche Sozialwissenschaft hat schon die ständige Chance einer Prüfung und Differenzierung ihrer Erkenntnisse und Maßstäbe durch öffentlich zugängliche Fallbeispiele? Diese Chance muß die Journalistik auch im Interesse ihrer Didaktik bei der Vermittlung kommunikationswissenschaftlichen Wissens so oft wie möglich nutzen. Durch die Verbindung von Abstraktion und Konkretisierung, von Reflexion und Handeln, von Theorie und Praxis besitzt sie Vorteile gegenüber anderen Ausbildungsformen für den Journalismus.

Vorurteile, aber auch unrealistische Erwartungen an das Fach resultieren aus einem falschen, weil zu engen Praxisbegriff. Probleme ergeben sich aber auch daraus, daß viele von der Journalistik direkte Impulse für die journalistische Praxis erwarten. Diese Praxis kann stets nur insofern Bestandteil der Journalistik als Lehr- und Forschungsprozeß sein, wie sie im wesentlichen kognitiv erfassbar ist. Außerdem gibt es ja noch die »Praxis der Praxis«: Die affektive Komponente des journalistischen Handelns, vermittelt vor allem durch Sozialisation in den Betrieben. Sie kann im Rahmen der Journalistik Gegenstand der Analyse im Sinne einer Beschreibung des »journalistischen Milieus« sein. Man kann sie in Produktionsübungen simulieren; sie kann und sollte aber nicht Teil der Praxis des Studiums im Sinne einer Einübung sein. Journalistik als wissenschaftliches System hat also einen weiter gefaßten Praxisbegriff als das Anwendungssystem Journalismus. Dieser Praxisbegriff setzt auf der anderen Seite ihrer Relevanz für die tägliche Berufspraxis gewisse Grenzen.

#### 4. *Stichwort: Strukturwandel des Journalismus*

Wie das Bild der Zwiebel verdeutlichen sollte, ist der Journalismus ein relativ invariantes System, das insbesondere von politischen und ökonomischen Strukturen der Gesellschaft fest umschlossen wird. Dies läßt sich anhand der Medienaussagen selbst belegen. Wie diachronische Untersuchungen der Nachrichtenforschung zeigen, haben sich die Geschichten, die Journalisten erzählen, im Laufe der Jahrhunderte im Grunde kaum verändert. Französische Historiker konnten zum Beispiel nachweisen, daß die typische Boulevardmeldung »Unbekannter Sohn wird von der eigenen Familie umgebracht« schon 370 Jahre alt ist. Zuerst taucht sie 1618 in einem primitiven Pariser Nachrichtenblatt auf, dann mal hier, mal dort. 1848 erscheint eine solche Meldung in Toulouse, 1881 in Angoulême, und schließlich gibt es in diesem Jahrhundert eine Version in einer algerischen Zeitung. Dort liest Albert Camus diese Geschichte und verwendet sie für den Roman »L'Étranger« und das Theaterstück »Le Malentendu«.<sup>58</sup> Insofern lassen sich »anthropologische Konstanten« journalistischer Wahrnehmung nachweisen.

Das »Genre Journalismus« ist so stabil, daß sich in den letzten zweihundert Jahren nur ein tiefreichender Einschnitt feststellen läßt: der Strukturwandel Ende des 19. Jahrhunderts als Folge jahrzehntelanger Prozesse, die zu Veränderungen der Quellsituation (Nachrichtenagenturen), der Herstellung (Rotationsmaschine, Zeilensetzmaschine), der Berufs-

techniken (Steno, Telefon), der Organisationsformen (Großbetriebe der Massenpresse) und der Publikumsstruktur (Industrialisierung, Urbanisierung, Alphabetisierung) führten.<sup>59</sup> Dieser Strukturwandel beruhte also auf fast zeitgleichen Prozessen in allen »Schalen des Journalismus«. Einiges deutet darauf hin, daß es Ende des 20. Jahrhunderts zu einer ähnlich grundlegenden Veränderung kommen kann. Eine Reihe von Indikatoren signalisieren heute einen besonders raschen und intensiven Wandel im Gesellschafts- wie im Mediensystem. Informatisierungsprozesse und neue Lebenswelten verändern die Kommunikationsverhältnisse; es entstehen neue Kommunikationserwartungen bei Teilen des Publikums. Der technische Wandel verändert die ökonomischen und organisatorischen Voraussetzungen journalistischer Arbeit. Das massive Anwachsen des Wissens (der Information) und die zunehmende Raffinesse bestimmter Informationsquellen (PR) modifizieren Nachrichtenbeschaffung und -auswahl; der Wandel der Mediensystems verändert die journalistischen Rollen und das journalistische Selbstverständnis.

Daraus resultierende Probleme sind zuletzt durch Normen- und Rollenkonflikte im Journalismus schon deutlich geworden. Journalisten fragen und werden gefragt, ob sie in erster Linie Informatoren oder Entertainer, Kontrolleure oder Verlautbarer, Transporteure oder Akteure, Anwälte oder Parteigänger, Kritiker oder Hofberichterstatter sein wollen.<sup>60</sup> Mit der Erosion herkömmlicher journalistischer Rollenbilder korrespondieren Auffälligkeiten im Leistungs- und Wirkungsbereich des Journalismus: fachliche Defizite, Glaubwürdigkeits- und Reichweitenverluste und gewandelte Publikumsansprüche.<sup>61</sup> Alle diese Prozesse deuten auch auf veränderte Anforderungen an die Ausbildung von Journalisten. Sie erzeugen Wissensbedarf, Erklärungsbedarf und Reflexionsbedarf. Diese Anforderungen sind in ausreichender Weise wohl nur durch eine Ausbildung auf wissenschaftlicher Grundlage zu erfüllen.

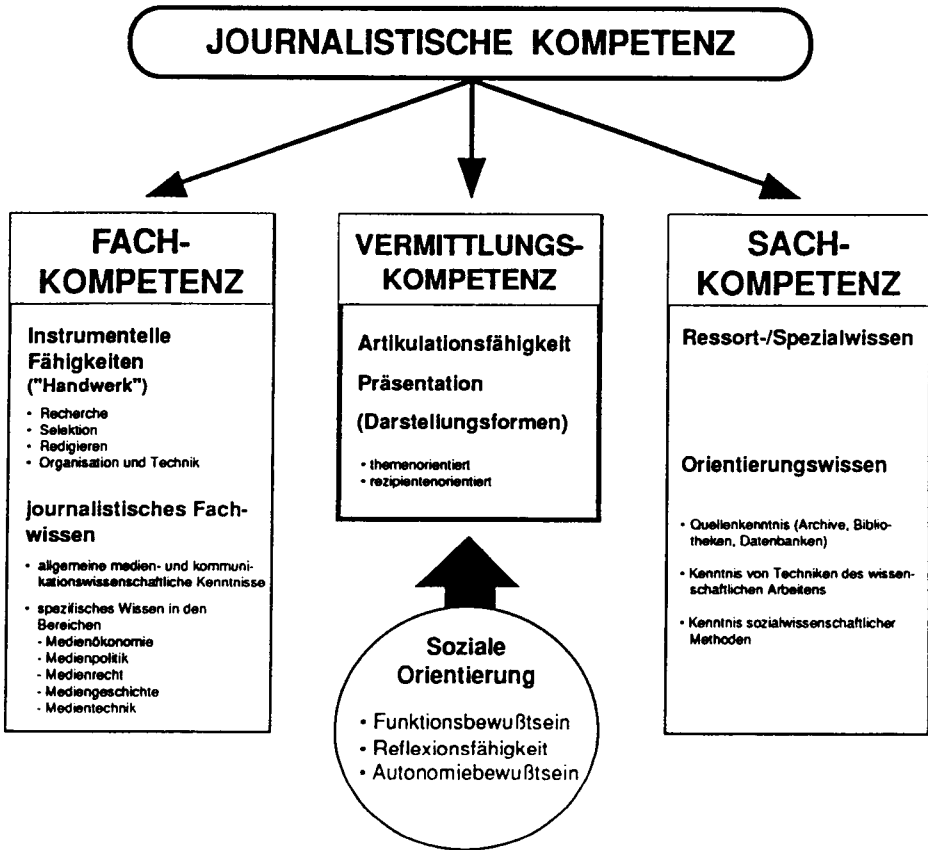
##### 5. Stichwort: *Journalistik und journalistische Kompetenz*

Journalistische Kompetenz als zentrales Lernziel der Journalistenausbildung läßt sich analytisch trennen in Fachkompetenz, Sachkompetenz und Vermittlungskompetenz (Schaubild 2, S. 58).<sup>62</sup>

Zur Fachkompetenz gehören instrumentelle Fähigkeiten und journalistisches Fachwissen, das wesentlich auf kommunikationswissenschaftlichen Kenntnissen und Erkenntnissen beruht. Dies sind aber keine getrennten Bereiche: Medienwissen und Handwerk lassen sich, ganz im Sinne Büchers, bei der Rekonstruktion und Anwendung von Regeln des Journalismus verbinden. Der Beweis dafür ist zum Beispiel bei der Vermittlung der Prinzipien des Nachrichtenschreibens anzutreten.<sup>63</sup> Die Journalistik kann gerade im Bereich Fachkompetenz zur Entmythologisierung des Journalismus, der vor allem Handwerk ist, beitragen. Sie hat hier eine besondere Verantwortung sowohl gegenüber den Studenten, um deren Berufschancen es geht, als auch gegenüber den bewährten Standards des Journalismus, denn die gibt es.

Sachkompetenz beruht im Journalismus, der nach wie vor in vielen Tätigkeitsfeldern eher generalistisch ist, nicht nur auf Spezialwissen, sondern auch auf Orientierungswissen, d. h. auf der Fähigkeit, sich zu den unterschiedlichsten Themen schnell Wissen zu verschaffen. Da neue Anforderungen an die Informationstiefe gestellt werden, erhalten auch Datenbanken als Quellen zunehmende Bedeutung für den Journalismus.

Fachkompetenz und Sachkompetenz stehen immer in einem funktionalen Zusammenhang mit dem Prozeß der Medienkommunikation. Diese Fähigkeiten und Fertigkeiten sind



also kein Selbstzweck für einen Journalisten, sondern sollen zur angemessenen Darstellung von Sachverhalten beitragen. Insofern bildet Vermittlungskompetenz, die sich insbesondere durch Artikulationsfähigkeit und geeignete Präsentation von Themen ausdrückt, eine Schnittmenge mit Fachkompetenz und Sachkompetenz.

Mit der Differenzierung der Kompetenzfelder sind aber noch nicht die Lernziele konkretisiert, die die Journalistik wesentlich von anderen Ausbildungsangeboten unterscheiden – abgesehen vom prinzipiellen Ressourcenvorteil der Universität zur Herstellung von Sachkompetenz. Diese spezifischen Lernziele kann man unter dem Begriff »Nachdenken über journalistisches Handeln« zusammenfassen. Im einzelnen ist damit die Vermittlung von Funktionsbewußtsein, von Reflexionsfähigkeit und Autonomiebewußtsein gemeint.

Die Vermittlung von *Funktionsbewußtsein* gehört zu den besonders wichtigen Aufgaben der Journalistik. Journalisten müssen in der Lage sein, über ihr Wirken in der Gesellschaft und über die Kommunikationserwartungen und -bedürfnisse des Publikums kompetent nachzudenken. Ein sensibler Bereich ist dabei vor allem die Funktion der Kritik und

Kontrolle, die deutsche Journalisten – wie der Vergleich mit den Verhältnissen in den Vereinigten Staaten von Amerika zeigt – nur sehr zögerlich wahrnehmen; meines Erachtens gibt es hierzulande einen Nachholbedarf an journalistischer Respektlosigkeit. Auf der anderen Seite muß die Journalistik aber auch dazu beitragen, daß die Medien ihre zweifellos relativ große Macht verantwortungsbewußt einsetzen – soweit das in der Macht der Journalisten selbst steht. Hier ist mit dem Mittel der Ausbildung freilich kaum mehr als eine Schadensbegrenzung möglich.

Zur *Reflexionsfähigkeit* des Journalisten gehört insbesondere die kritische Auseinandersetzung mit seiner Berufsrolle und den Arbeitsbedingungen im Produktionsprozeß der Medien. Dies schließt die Beschäftigung mit den ökonomischen und technologischen Entwicklungstendenzen des Berufsfeldes sowie den professionellen und ethischen Standards des Berufes ein. Journalistikstudenten können während des Studiums lernen, ihre berufspraktischen Erfahrungen entsprechend zu verarbeiten.

Aus der kritischen Beschäftigung mit den ökonomischen, politischen, technischen und organisatorischen Bedingungen in den Medienbetrieben sollte ein *Autonomiebewußtsein* der Journalisten erwachsen, das sie zu einer realistischen Bestimmung ihres beruflichen Spielraumes befähigt. Dazu müssen während der Ausbildung insbesondere Widersprüche zwischen den journalistischen Produktions- und Arbeitsbedingungen einerseits und dem demokratietheoretischen Postulat nach Herstellung demokratischer Öffentlichkeit durch die Medien andererseits thematisiert werden.

Sache der Journalistik ist ferner sowohl der Aufbau von Resistenz gegen dysfunktionale berufliche Routine in den Medien (»Das haben wir immer schon so gemacht«) als auch die Suche nach professionellen Alternativen. Dies korrespondiert übrigens durchaus mit aktuellen Bemühungen der Medien selbst, aus den Berichterstattungs- und Produktions-schablonen auszubrechen. Sache der Journalistik kann und sollte es allerdings nicht sein, zu jedem akuten Problem des Systems Journalismus sofort eine Handlungsanweisung für den beruflichen Alltag anzubieten. Wer dies – und damit sind Praktiker schnell bei der Hand – von der Journalistik erwartet, überfordert ein wissenschaftliches Fach grundsätzlich.

Journalistik sollte nicht als Dienstleistungsbetrieb mißverstanden werden, der ohne gesellschaftstheoretisches Fundament auskommt. Sie legitimiert sich nicht durch Anpassung an aktuelle und oft kurzatmige Erfolgsmaßstäbe der Praxis – dafür gibt es andere Ausbildungsangebote auf dem Markt. Das Fach legitimiert sich vielmehr durch die Integration von Kenntnissen und Erkenntnissen zur Theorie und Praxis des Journalismus. Dadurch leistet es einen wichtigen Beitrag zur Legitimation des Journalismus, denn die Legitimation des Journalisten ist seine Kompetenz. Wenn wir (auch) bei der Journalisten-ausbildung schon marktwirtschaftlich denken zu müssen: Anleitung zum »Nachdenken über journalistisches Handeln« ist die Marktlücke der Journalistik.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Heute gibt es in den Vereinigten Staaten von Amerika – bei einer Verdoppelung in den letzten 15 Jahren – fast 250 reguläre (»akkreditierte«) Einrichtungen für »journalism education« mit rund 90 000 Studenten (vgl. die regelmäßig in der Zeitschrift »Journalism Educator« veröffentlichte Statistik von Paul V. Peterson (zuletzt für 1987 in: »Journalism Educator«, Vol. 43/Nr. 1, Spring 1988, S. 4–10).
- 2 vgl. das Themenheft »Journalism and Mass Communication Education for the 21st Century« von »Journalism Educator«, Vol. 40/ Nr. 3, Autumn 1985.

- 3 vgl. dazu ausführlicher: Siegfried Weischenberg: In einem andern Land. Praxisbezug und »liberal arts«: das Beispiel USA. In: Siegfried Weischenberg (Hrsg.): Journalismus & Kompetenz. Opladen 1990, S. 145–166.
- 4 vgl. Stephan Ruß-Mohl: Hochschulgebundene Journalistenausbildung. Von der Problemverstaatlichung zur Problemlösung? In: »Publizistik«, 32. Jg. 1987/Heft 1, S. 15–22, und Franz Ronneberger: Versagt der Markt oder versagt die Wissenschaft in der Journalistenausbildung? Eine Entgegnung auf Stephan Ruß-Mohl. In: »Publizistik«, 32. Jg. 1987/Heft 2, S. 149–153.
- 5 vgl. Martin Löffelholz: Vom Markt zum Staat. Politische Planung der Journalistik als »Problemverschiebung«. In: Siegfried Weischenberg (Hrsg.): Journalismus & Kompetenz, a. a. O., S. 167–193.
- 6 Manfred Rühl: Journalistik – mehr als eine Kunstlehre für Journalismus? In: Kurt Koszyk / Volker Schulze (Hrsg.): Die Zeitung als Persönlichkeit. Düsseldorf 1982, S. 365–373.
- 7 Holger Rust: Praxis – eine unbewältigte Herausforderung für die Journalistenausbildung. In: »Communications«, Jg. 1985/Heft 2, S. 37–58.
- 8 Alexander von Hoffmann: Schlußbemerkungen eines Spätaufklärers. Stadthagen 1988.
- 9 Franz Ronneberger: a. a. O., S. 149.
- 10 vgl. Jürgen Wilke: Zwischenbilanz der Journalistenausbildung. München 1987.
- 11 vgl. M. Michael Nickl: Journalistik ist professionelle Medienrhetorik. Ein Charakterisierungsversuch. In: »Publizistik«, 32. Jg. 1987/Heft 4, S. 449–467. Nicht nachvollziehbar, um einen Aspekt herauszugreifen, ist eine Fachsystematik, die die »Publizistikwissenschaft/Zeitungswissenschaft« als eines von sieben Gebieten unter »Journalistik« subsumiert (vgl. S. 459).
- 12 vgl. Heinrich von Kleist: Lehrbuch der französischen Journalistik [zuerst 1810]. In: Egon Erwin Kisch (Hrsg.): Klassischer Journalismus. München 1979, S. 89–93, sowie zur wechselhaften Begriffsgeschichte bis zum Zweiten Weltkrieg z. B. Robert Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus. 1. Teil. Hannover 1845; N. N. [lt. Prutz: Franz von Dingelstedt / Eduard Beurmann]: Studien und Kritiken der deutschen Journalistik. Hanau 1838/39; N. N.: Der Lügengeist der heutigen Katholischen Journalistik – oder der Mainzer Katholik in seiner wahren Gestalt enthüllt von einem Katholiken. Siegen und Wiesbaden 1845; Emil Löbl: Kultur und Presse. Leipzig 1903; Ludwig Salomon: Geschichte des Deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzig 1900–1906; Wilhelm Spael: Publizistik und Journalistik und ihre Erscheinungsformen bei Joseph Görres (1798–1814). Ein Beitrag zur Methode der publizistischen Wissenschaft. Köln 1928; Walter Schöne: Die Zeitung und ihre Wissenschaft. Leipzig 1928; Karl Bömer: »Journalistik« und »Publizistik« in der modernen Literatur. Eine terminologische Untersuchung. In: »Zeitungswissenschaft«, Jg. 1929/Heft 1, S. 47–49; H. Bozzari: Die Schande der deutschen Journalistik. Leipzig 1938; Hermann Kindt: Zur Methode der Zeitungswissenschaft. Teil 2: Die Begriffe Publizistik und Journalistik. In: »Zeitungswissenschaft«, Jg. 1931/Heft 3, S. 149–162.
- 13 vgl. Otto Groth: Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik). Mannheim 1928–1930.
- 14 vgl. Bernhard Obst: Das Ende der Presse-Enquete Max Webers. Der Heidelberger Professorenprozeß von 1912 und seine Auswirkungen auf die deutsche Zeitungswissenschaft. In: Rüdiger vom Bruch / Otto B. Roeggele (Hrsg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Frankfurt/Main 1986, S. 45–52; Arnulf Kutsch: Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. Die »Zeitungswissenschaft« und eine Redakteurs-Umfrage. In: »Publizistik«, 33. Jg. 1988/Heft 1, S. 5–31.
- 15 Richard Wrede: Handbuch der Journalistik. Berlin 1902.
- 16 vgl. zur Entwicklung der nordamerikanischen Journalistenausbildung z. B. die Überblicksdarstellungen von David H. Weaver / Richard G. Gray: Journalism and Mass Communication Research in the United States: Past, Present and Future. In: Mass Communication Review Yearbook, Vol. 1, 1980, S. 124–160, und Lee B. Becker u. a.: The Training and Hiring of Journalists. Norwood, N. J. 1987, S. 8 ff.
- 17 Hermann Budzislawski: Sozialistische Journalistik. Eine wissenschaftliche Einführung. Leipzig 1966; vgl. zur Entwicklung der sozialistischen Journalistik in der DDR z. B. Hermann Budzislawski: Über die Journalistik als Wissenschaft. In: »Zeitschrift für Journalistik«, Jg. 1962/Heft 2, S. 43–49, und Willy Walther: Journalistik und Philosophie. Methodologische und erkenntnistheoretische Probleme der Journalistik. Berlin 1964.
- 18 Walter Hagemann: Fallen Journalisten vom Himmel? In: »Publizistik«, 1. Jg. 1956/Heft 3, S. 147–157.
- 19 vgl. Stephan Ruß-Mohl: a. a. O., S. 17, sowie Alexander von Hoffmann: a. a. O., S. 9 f., der im Zusammenhang mit Ruß-Mohls Wiederentdeckung Dovifats bombastisch von der »Geschichtsrevision der Wende« spricht. Bei seinen berechtigten Warnungen vor einer neuen »Nicht-Begabungsideologie« schießt Ruß-Mohl mit seiner Formel »Nicht jeder, der geboren wird, hat das Zeug zum Journalisten« zum Teil aber auf tote Hirsche. Schon 1976 hätte er in der von ihm ausführlich zitierten Quelle u. a. folgende Sätze finden können: »Journalismus als Job ohne Berufung, als Beruf ohne Begabung kann zu dem Mißverständnis verleiten, daß diese »schicke Sache« keinerlei Eignung und berufliche Motivation, nur eben das Abschlußzeugnis der Hochschule erfordert. Ein karges Interesse am gesellschaftlichen Leben und seinen alltäglich von den Massenmedien so eingehend reproduzierten Vordergründen dürfte auch durch noch so ausgeklügelte Studiengänge nicht per Metamorphose in kritisches journalistisches Rollenselbstverständnis umgewandelt werden können. Schließlich wird eine gewisse berufliche Eignung und Motivation auch vom künftigen Arzt, Rechtsanwalt, besonders dem Lehrer verlangt, ohne daß auch da präzise Kriterien für ihre Messung angegeben werden können« (Siegfried Weischenberg: Journalisten aus der Schulbank. Probleme und Chancen hochschulgebundener Journalistenausbildung. In: »medium«, Jg. 1976/Heft 8, S. 16–21, hier S. 18).
- 20 vgl. Heinz-Dietrich Fischer / Horst Minte (Hrsg.): Karl Bücher. Auswahl der publizistikwissenschaftlichen Schriften. Bochum 1981, S. 97 f. und S. 105 ff.; Ernfried Eduard Kluge: Journalistik als Lehrfach an der Universität Zürich, 2. neubearb. Aufl., o. O. [Zürich], o. J. [vermutlich etwa 1950].
- 21 Stephan Ruß-Mohl: a. a. O., S. 7 ff.
- 22 Die Angaben beruhen auf Ermittlungen der Forschungsgruppe Journalistik an der Universität Münster im Rahmen des Forschungsprojektes »Kompetenz und Technik. Journalistenausbildung für die Informationsgesellschaft«. Vgl. Siegfried Weischenberg: Journalismus & Kompetenz, a. a. O., S. 219.



- 23 Erhard Schreiber: Das Elend der Journalistenausbilder. In: *Frankfurter Hefte*«, 31. Jg. 1976/Heft 7, S. 31–39, hier S. 33.
- 24 ebenda, S. 37f.
- 25 Stephan Ruß-Mohl: a. a. O., S. 13ff.
- 26 Erhard Schreiber: a. a. O., S. 33.
- 27 Alexander von Hoffmann: a. a. O., S. 7.
- 28 vgl. Gregor Timmer: Professionalisierung durch Wissenschaft(ler)? Merkmale und Einstellungen von Journalistik-Dozenten. In: Siegfried Weischenberg (Hrsg.): *Journalismus & Kompetenz*, a. a. O., S. 195–211.
- 29 Stephan Ruß-Mohl: a. a. O., S. 20.
- 30 Alexander von Hoffmann: a. a. O.
- 31 Franz Ronneberger: a. a. O., S. 152.
- 32 M. Michael Nickl: a. a. O., S. 458ff.
- 33 vgl. die verschiedenen Beiträge dazu in Siegfried Weischenberg (Hrsg.): *Journalismus & Kompetenz*, a. a. O.
- 34 vgl. Rüdiger vom Bruch / Otto B. Roegele (Hrsg.): a. a. O., S. 10.
- 35 Ein Beispiel: Wenn es für Wirtschaftswissenschaftler sinnvoll gehalten wird, Kenntnisse in Statistik und im Recht zu erwerben, so sind diese Fächer Teil eines »Studienganges Wirtschaftswissenschaft«, aber nicht Teil des Lehr- und Forschungsbereiches Wirtschaftswissenschaft.
- 36 vgl. Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/Main 1973, bes. S. 28f.
- 37 vgl. auch Lutz Hachmeister: *Theoretische Publizistik. Studien zur Geschichte der Kommunikationswissenschaft in Deutschland*. Berlin 1987.
- 38 Stephan Ruß-Mohl: *Journalistik-»Wissenschaft« und Wissenschafts-Journalistik. Anmerkungen zu Theorie und Praxis des Wissenschaftsjournalismus*. In: »Publizistik«, 30. Jg. 1985/Heft 2–3, S. 265–279, hier S. 265.
- 39 ebenda.
- 40 ebenda, S. 270.
- 41 ebenda, S. 270ff.
- 42 ebenda, S. 265f.
- 43 vgl. ausführlicher dazu das 1. Kapitel in: Siegfried Weischenberg: *Journalistik. Einführung in die Theorie und Praxis vermittelter Kommunikation*. Opladen 1991.
- 44 vgl. Manfred Rühl: *Journalistik – mehr als eine Kunstlehre für Journalismus?* In: Kurt Koszyk / Volker Schulze (Hrsg.): a. a. O., S. 365–373.
- 45 Wichtige Ausnahmen sind Manfred Rühl: *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf*. Mainz 1980, und Maximilian Gottschick: *Journalismus und Orientierungsverlust. Grundprobleme öffentlich-kommunikativen Handelns*. Wien, Köln und Graz 1980.
- 46 Die Angaben beruhen auf Erhebungen des Statistischen Bundesamtes (Pressestatistik) sowie Erhebungen der Forschungsgruppe *Journalistik im Rahmen des Projektes »Kompetenz und Technik«*.
- 47 vgl. Neil Postman: *Sozialwissenschaft als Geschichtenerzählen*. In: Neil Postman: *Verweigerung der Hörigkeit*. Frankfurt/Main 1988, S. 15–31.
- 48 Gespräche mit dem Verfasser im August 1987 in Austin/Texas und im August 1984 in Syracuse/New York.
- 49 vgl. Siegfried Weischenberg: *Nachrichtenschreiben. Journalistische Praxis zum Studium und Selbststudium*. Opladen 1990.
- 50 Karl Bücher: *Journalisten-Vorbildung an Universitäten*. In: Heinz-Dietrich Fischer / Horst Minte (Hrsg.): a. a. O., S. 79–98.
- 51 vgl. Arnulf Kutsch: a. a. O.
- 52 Karl Bücher: a. a. O., S. 94.
- 53 vgl. Winfried Schulz: *Massenmedien und Realität. Die »ptolemäische« und die »kopernikanische« Auffassung*. In: Max Kaase / Winfried Schulz (Hrsg.): *Massenkommunikation. Sonderheft der »Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie«*, Jg. 1989, S. 135–149.
- 54 vgl. Walter Lippmann: *Public Opinion*. New York 1965 (zuerst 1922).
- 55 Robert Darnton: *Writing News and Telling Stories*. In: »Daedalus«, 104. Jg./Heft 2, Spring 1975, S. 175–194, hier S. 192.
- 56 vgl. z. B. Siegfried Weischenberg: *Distanz-Verlust. Zwischen Information und Sensation*. In: »Journalist«, Jg. 1988/Heft 10, S. 8–14.
- 57 vgl. Holger Rust: a. a. O.
- 58 vgl. Robert Darnton: a. a. O., S. 189.
- 59 vgl. Siegfried Weischenberg: *Journalismus in der Computergesellschaft. Informatisierung, Medientechnik und die Rolle der Berufskommunikatoren*. München und New York 1982; Anthony Smith: *Technology and Control: The interactive dimensions of journalism*. In: J. Curran u. a. (Hrsg.): *Mass Communication and Society*. London 1977, S. 174–194.
- 60 vgl. Siegfried Weischenberg / Susanne von Bassewitz / Armin Scholl: *Konstellationen der Aussagenentstehung. Zur Handlungs- und Wirkungsrelevanz journalistischer Kommunikationsabsichten*. In: Max Kaase / Winfried Schulz (Hrsg.): a. a. O., S. 280–300.
- 61 vgl. Siegfried Weischenberg: *Die Glaubwürdigkeit des Fernseh-Journalisten*. In: Dieter Schmidt-Sins (Red.): *Politische Gesprächskultur im Fernsehen*. Bonn 1989, S. 37–48.
- 62 vgl. dazu ausführlicher die Beiträge zur journalistischen Kompetenz in Siegfried Weischenberg (Hrsg.): *Journalismus & Kompetenz*, a. a. O.
- 63 vgl. Siegfried Weischenberg: *Nachrichtenschreiben*, a. a. O.